

Lothar von Seltmann

# Die Chali

 R.Brockhaus

Die zitierten Bibelstellen wurden, wenn nicht anders vermerkt, mit freundlicher  
Genehmigung des Verlags der folgenden Bibelübersetzung entnommen:

Lutherbibel, revidierter Text 1984, durchgesehene Ausgabe in neuere Rechtschreibung,  
© 1999 Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart

Offenbarung 3,8 und Jakobus 4,15 sind im Wortlaut der  
Lutherbibel von 1964 zitiert.

1. Auflage 2008

© 2002/2004 R. Brockhaus Verlag im SCM-Verlag GmbH & Co. KG, Witten

Umschlaggestaltung: Ursula Stephan, Wetzlar

Umschlagfoto (Hintergrund): Helge Lindau, Hannover

Textfotos im Innenteil: Privat

Satz: QuadroMedienService, Bergisch Gladbach-Bensberg

Druck u. Bindung: Finidr s.r.o., Tschechien

ISBN 978-3-417-26264-3

Bestell-Nr. 226.264

# Inhalt

Ein notwendiges Vorwort .....	5
-------------------------------	---

## 1. Teil

### Die Chali hat uns Gott geschickt

Eine denkwürdige Hausaufgabe .....	9
Kinder mit schwarzen Haaren .....	15
Überstürzte Flucht .....	19
Im Oldenburger Land .....	28
Alexander .....	34
Eine neue Berufung .....	39
Von den Vätern lernen .....	46
Mühsamer Anfang in Hamburg .....	53
Zum ersten Mal an der »Alten Fähre« .....	62
Erste Anerkennung .....	77
»Heilandsbus« und Hütte »Geborgenheit« .....	84
Es geschehen Wunder .....	101
Die große Flut .....	108
Folgen der großen Flut .....	125
Lebensveränderungen .....	130
Neue Lieder auf alten Saiten .....	142
Umzugsprobleme .....	154
Wenn Sinti reisen .....	172
Beistand an vielen Stellen .....	184
»Geborgenheit« am neuen Ort .....	200
Bibeln für Russland .....	215

## 2. Teil

### Du schickst deine Engel zur rechten Zeit

KASERNENEINSÄTZE IN DEN NEUEN BUNDESLÄNDERN .....	233
Tage der Wende – ein neuer Auftrag .....	234
Noch vor den Toren .....	242
Einlass hinter die Tore .....	264
Im »Haus der Offiziere« .....	278
Neustrelitz und andere Einsatzorte .....	293
Signale für Wünsdorf .....	301
Zugang zum Hauptquartier .....	322
Erfüllter Auftrag .....	338
MISSIONSREISEN IN DIE WEITEN RUSSLANDS .....	345
Zu Besuch bei russischen Freunden .....	346
Auf zu neuen Ufern .....	366
Ans »Ende der Erde« .....	388
Turbulenzen und anderes .....	421
Bis ans »Ende der Welt« .....	445
Der Auftrag gilt weiter .....	482
Verzeichnis der zitierten Bibelstellen zum 1. Teil .....	495

## Ein notwendiges Vorwort

Nachdem mein Buch über die »Chali« und ihre Arbeit unter den Zigeunern in Hamburg und anderswo erstaunlich gut und dankbar von einer großen Leserschaft angenommen worden ist, hatte ich in einem zweiten Buch von Schwester Gertrud Wehls anderem Aufgabenfeld erzählt, das sie eigentlich erst nach ihrer Pensionierung betreten hat. In diesem Sammelband finden Sie nun beide Geschichten vereint.

Es geht mir nicht in erster Linie darum, sämtliche Ereignisse in allen Einzelheiten und ihrer genauen zeitlichen Abfolge zu schildern. Der Platz zwischen zwei Buchdeckeln würde dazu ohnehin nicht reichen. Orte und Zeitpunkte sind zudem nicht mehr vollständig recherchierbar. Es gibt leider kein akribisch geführtes Tagebuch, sondern nur eine große Fülle von Einzelinformationen, sowohl aus der Zeit bei der Hamburger Zigeunergemeinde als auch über die Kaserneneinsätze in den neuen Ländern und die Missionsreisen in die Gebiete Russlands. Der Wahrheit des jeweiligen Geschehens tut das keinen Abbruch. Gerade im ersten Buch geht es besonders darum, wichtige Entwicklungsphasen der Sinti-Gemeinde »Geborgenheit« an exemplarischen Ereignissen aus dem Leben von Gertrud Wehl deutlich zu machen. (Hier werden die Begriffe »Zigeuner« und »Sinti« bzw. »Roma« bewusst nebeneinander verwendet. Dahinter steht die Absicht, den negativ besetzten Begriff positiv zu belegen und einen Beitrag zur Annahme der Menschen aus diesem Volk zu leisten.)

Es kann und soll in diesem Buch vornehmlich um die Ehre Gottes gehen, der selbst der Missionarin den Auftrag aufs Herz gelegt hat und der dafür gesorgt hat, dass er an vielen Orten auf unterschiedliche Weise ausgeführt wurde. Meine Hoffnung ist, dass das eigentliche Anliegen des Buches spürbar wird: das Handeln Gottes deutlich zu machen an Szenen aus dem Leben einer ungewöhnlichen und begnadeten Frau. Ihre Grundhaltung soll Sie durch dieses Buch begleiten: »Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre um deiner Gnade und Treue willen« (Psalm 115,1).

*Lothar von Seltmann*

1. Teil

Die Chali  
hat uns Gott geschickt

Schwester Gertrud –  
ein Leben für die Sinti

## Eine denkwürdige Hausaufgabe

Herbst 1936, Stolp in Hinterpommern, Bütower Straße 25. Hier befand sich das großräumige Anwesen des angesehenen Kaufmanns Paul Wehl. Seine Frau Martha war die Mutter der vier Kinder und zugleich Prokuristin seines Geschäfts, das die Stadt und ihre Umgebung mit Brennstoffen, Baumaterial und Eisenwaren aller Art versorgte. An das Haupthaus, in dem die Familie Wehl lebte, grenzte ein Anbau, in dem sich die Geschäftsräume befanden, dazu Wohnräume für mehrere Angestellte.

Im großen Wohnzimmer im ersten Stock fanden sich Eltern, Kinder und das Personal regelmäßig zu Andachten zusammen, in denen das Wort Gottes, Gebet und gemeinsames Singen einen festen Platz hatten. Wenngleich das Interesse an diesen Zusammenkünften bei den einzelnen Teilnehmern durchaus unterschiedlich war.

Tochter Gertrud zum Beispiel nahm an den täglichen Andachten eher aus Pflicht teil denn aus Neigung. Ihre Gedanken flogen meist zu anderen als geistlichen Themen, wenn der Vater aus der Bibel las und vom Glauben an den Heiland Jesus Christus sprach. Andere Familienmitglieder waren viel interessierter an Glaubensdingen.

Eines Tages saß die Sechzehnjährige am Schreibtisch ihres Zimmers über den englischen Hausaufgaben. An ihrem Stift kauend blickte sie immer wieder einmal von ihrem Heft auf und sah durchs Fenster hinaus in den baumumstandenen Hof, wo Baumaterial, Brennholz und Kohle lagerten und auf ihre Käufer warteten. Die emsig beschäftigten Arbeiter und die beiden dunkelhaarigen, dunkelhäutigen Kinder, die ihrer Mutter halfen, ein paar Eimer mit Kohlen zu füllen, bemerkte sie nur am Rande. »Zigeunerpack!«, schoss es ihr für einen Moment durch den Kopf. Dieser Frau da unten hatte sie noch eine Ohrfeige heimzuzahlen, mit der sie ihre zugegeben wenig liebevolle Anrede mit »Zigeunerpack« vor ein paar Tagen auf der Straße beantwortet hatte. Ärgerlich und peinlich.

Aber jetzt beschäftigte die hübsche dunkelhaarige Handlungsschülerin anderes. Wie gerne wäre sie draußen in der hellen

Oktober Sonne, wie gerne würde sie ein wenig durch das erste Laub im Schlosspark rascheln oder sich für ein paar Minuten auf eine Bank setzen, um die Vögel zu beobachten, die sich um herumliegende Samen stritten, oder den Eichhörnchen zuschauen, wie sie in den Haselnusssträuchern herumkletterten, um sich für den Winter mit Vorrat einzudecken. Gerne würde sie auch den Kindern zusehen, die auf den Parkwiesen herumtobten, um die vielleicht letzten warmen Herbststrahlen der Sonne einzufangen. Es mussten ja nicht wieder schmutzige Zigeuerkinder sein. Wie gerne würde sie jetzt ... anstatt hier zu sitzen und ...

Gertrud erschrak ein wenig. Sie war doch tatsächlich ins Träumen geraten. Also rasch zurück zu diesem blöden englischen Text und dem Satz, der gerade zur Übersetzung dran war. »She was very anxious about moments of her own eternity.« Was hieß denn nur dieses »anxious«? Der Rest war klar. »... über Momente ihrer eigenen Ewigkeit.« Aber »anxious«? Das Mädchen griff zum Wörterbuch und schlug nach. Aha, hier stand es: »to be anxious« hieß »besorgt« oder »beunruhigt sein«. Jetzt war der Satz klar, also rasch aufschreiben.

Noch während des Schreibens hakten sich drei Wörter in Gertruds Gedanken fest: »anxious about eternity«, »beunruhigt über Ewigkeit«. Diese wenigen Wörter begannen in ihrem Kopf zu kreisen, sich gegenseitig zu jagen, sich in verschiedenen Formen zu verbinden: unruhige Ewigkeit, ewig besorgt, ewige Unruhe, ewig unruhig sein, besorgt wegen Ewigkeit ... Dann mischte sich das Wort »eigene« auch noch dazu: »Besorgt, beunruhigt um eigene Ewigkeit.«

Das Mädchen versuchte, diese wirbelnden Gedanken zu beruhigen und zu ordnen. Mit Mühe gelang es ihr für ein paar Momente, aber nur so lange, bis sie die Hausarbeit fertig hatte. Dann waren die Gedanken wieder da.

Wieso machte ihr das plötzlich solche Unruhe? Sie war doch noch jung. Was hatte sie denn schon mit Ewigkeit zu tun? Das war doch eine Sache für später, fürs Alter, etwas für nach dem eigentlichen Leben. Um ihre Gesundheit war es zwar nicht immer bestens bestellt. Da gab es häufig solch merkwürdige Phasen körperlicher Schwäche, die bisher kein Arzt erklären konnte. Das würde sich mit dem Älterwerden geben, war ihren Eltern gesagt worden. Also hatte sie doch noch viel Zeit. Sie wollte erst einmal





*Elternhaus in Stolp/Hinterpommern, Bütower Straße 25*

wirklich leben, etwas werden und in einem richtigen Beruf arbeiten, später dann eine Familie haben mit vielen Kindern und das möglichst in einem großen Haus in der Hauptstadt Berlin. Sie wollte sich noch lange an den Schönheiten der Welt in ihrer unendlichen Vielfalt freuen. Also weg mit den lästigen und überflüssigen Ewigkeitsgedanken.

Aber so einfach war das nicht. Der englische Satz und seine Übersetzung hatten sich einfach festgehakt. Gertrud konnte fast keinen anderen Gedanken mehr bewegen. »Anxious about her own eternity.« Das machte sie nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich unruhig.

Sie musste mit irgendjemandem darüber reden. Am besten gleich. Die Eltern waren zu einem Geschäftsbesuch außer Haus. Vater und Mutter hätten ihr sicher in ihrer inneren Bedrängnis raten und helfen können. Also musste sie mit Hildegard sprechen. Möglichst bald. Sie musste ihre Schwester suchen. Die war mit ihren knapp fünfzehn Jahren schon ein frommes Mädchen, war mit dem Herzen bei der Sache, las die Bibel und betete und glaubte an den Erlöser Jesus Christus.

Wie von ungefähr hängt sich der Blick des Mädchens für ein paar Sekunden an den Spruch, den ihr Pastor Werner de Boor vor zwei Jahren auf Wunsch der Mutter zu ihrer Konfirmation zuge-

sprochen hatte. Der Vers aus dem 40. Psalm hing in Kunstschrift eingerahmt an der Zimmerwand: »Lass dir's gefallen, Herr, dass du mich errettest; eile, Herr, mir zu helfen.« Das ist genau das, was ich jetzt brauche, ging es Gertrud blitzartig durch den Kopf.

Rasch legte sie ihre Sachen zusammen, verließ ihr Zimmer und rief in dem geräumigen Haus nach Hildegard. Keine Antwort. Gertrud sprang nach unten, schaute in alle Räume und lief schließlich auch nach draußen auf die Straße. Dort sah sie Hildegard von der anderen Straßenseite herüberkommen. Aufgeregt lief sie ihr ein paar Schritte entgegen. »Hildchen, ich brauche dich. Gut, dass du kommst.«

»Was ist denn mit dir los, Schwesterherz?«, fragte Hildegard, »du bist ja so unruhig. Ist etwas passiert?«

»Ich weiß nicht«, gab Gertrud zurück, »irgendwas treibt mich um. Ich muss mit dir reden.«

»Über was?«

»Über Ewigkeit.«

»Über Ewigkeit?«

»Ja, über meine Ewigkeit. Komm, lass uns raufgehen. Hier draußen ist nicht der rechte Ort. Aber ich halte das nicht mehr lange aus.« Gertrud griff ihre Schwester bei der Hand und zog sie eilig nach oben.

»Was hältst du nicht mehr lange aus?«, fragte Hildegard im Laufen.

»Warte einen Moment, ich zeig dir, was es ist.« Und einen Moment später: »Hier, schau.« Im Zimmer angekommen zeigte Gertrud ihrer Schwester das offene Heft mit dem englischen Satz und seiner deutschen Übersetzung.

»Sie war sehr besorgt über Momente ihrer eigenen Ewigkeit«, las die jüngere der beiden Schwestern und schaute die ältere fragend an.

»Ich muss Gewissheit haben«, meinte die, immer noch sehr aufgeregt.

»Gewissheit? Worüber?«

»Über meine eigene Ewigkeit, Hildchen. Verstehst du? Wo bin ich, wenn ich nicht mehr bin? Wo? Was ist mit meinem Leben? Was ist mit meiner Schuld? Was ist mit meiner Sünde? Habe ich Vergebung?« Gertrud begann bitterlich zu weinen, die Tränen liefen ihr nur so über das Gesicht.

»Jetzt beruhige dich erst einmal, Trudchen. Du willst ja wohl noch nicht gleich sterben. Im Gegenteil, du willst leben. Ich weiß, was dich umtreibt.«

»Und was?« Gertrud blickte die Schwester mit ihren großen, dunklen und jetzt tränenverschleierte Augen fragend an.

»Gott klopft wieder mal an die Tür deines Herzens.«

»Gott klopft wieder mal?«

»Du weißt es doch, Schwesterherz. Gott will dich haben. Er will dein Leben.«

»Aber ich lebe doch mit Gott. Ich kenne die Wahrheiten der Bibel. Ich sitze täglich in der Familienandacht. Ich gehe immer mit in die Stunden und Gottesdienste ...«

»Richtig. Gott hat ein paar Stunden von deiner Zeit, aber eben nur ein paar Stunden, zu denen du dich mehr oder weniger zwingst. Manchmal nur ein paar Minuten am Tag, in denen du mit dem Herzen aber gar nicht dabei bist. Du hast Gott bisher kaum den kleinen Finger gereicht. Er will dich aber ganz.«

»Er will mich ganz?«

»Gott will dich ganz, mit Haut und Haaren. Es reicht nicht, anderen nachzuplappern: Jesus ist der Herr. Du selbst musst sagen können: Jesus ist *mein* Herr. Jesus will dein Leben mit allem, was dazugehört.«

Nach einem Innehalten fragte Hildegard: »Erinnerst du dich?«

»Woran soll ich mich erinnern?«

»Na, an den arabischen Evangelisten neulich in Berlin.«

»Arabischer Evangelist neulich in Berlin?«

»Schwesterchen, denk nach! Wir waren im August bei Tante Gretel und in der Zeit auch auf dem Olympiagelände in diesem Missionszelt«, erinnerte Hildegard ihre Schwester. »Der Prediger vorn auf der Kanzel war ein feuriger Araber, und der hat davon gesprochen.«

»Wovon?«

»Trudchen!«, Hildegard legte ein wenig Nachdruck in ihre Stimme. »Dieser orientalische Evangelist hat am Ende seiner Rede zum Glauben an Jesus eingeladen und dazu gesagt: Sei ganz sein oder lass es ganz sein.«

»Richtig, jetzt erinnere ich mich«, sagte Gertrud. »Ein halber Christ ist ein ganzer Unsinn, hat er noch gesagt.«

»Genau. Da hat Gott schon einmal ganz massiv bei dir ange-

klopft. Aber du hast gemeint, die Frage der Bekehrung sei für dich noch nicht wichtig. Und jetzt ist sie es offenbar doch.«

»Nein, ich meine, ja, jetzt ist sie für mich wichtig, sogar sehr wichtig«, gab die Schwester zu, »dieser englische Satz in meiner Hausaufgabe hat mich aufgeschreckt.«

»Ist doch wohl gut so. Da hat Gott seine Hände im Spiel. Was hindert dich, Jesus jetzt dein Leben zu geben?«

»Nichts, Hildchen, nichts soll mich mehr hindern. Komm, lass uns auf die Knie gehen. Ich muss das jetzt klar machen. Jesus wartet auf mich.« Gertrud wischte sich noch ein paar Tränen vom Gesicht und kniete sich neben ihrer Schwester vor einen Stuhl auf den Boden.

Nach einem Bekenntnis- und Hingabegebet aus tiefstem Herzen erhoben sich die beiden Mädchen wieder und fielen sich in die Arme.

»Jetzt ist es gut«, atmete Gertrud auf, als sei ihr eine schwere Last von den Schultern gefallen. »Jesus ist mein Herr, ich gehöre ihm, für immer und ewig!« Jetzt waren es ein paar Tränen der Freude, die über ihr hübsches Gesicht rollten.

»Amen!«, ergänzte Hildegard und drückte ihrer Schwester einen dicken Kuss auf die Wange. »Igitt, wie salzig«, meinte sie lachend. »Ich gratuliere dir zum Geburtstag, meine Liebe. Heute Abend müssen es die Eltern erfahren. Du weißt ja: ›Wer mich bekennet vor den Menschen ...‹ Die Eltern werden sich freuen!«

Schade, dass diese Freude nicht jetzt schon vermittelt werden konnte. Musste sie halt warten. Gertrud nahm sich dafür sofort eine andere Arbeit vor: Sie machte sich eine Liste über Dinge, die sie in Ordnung bringen musste, wo sie Versäumnisse und Schuld eingestehen und Dinge in Ordnung bringen musste.

Es wurde eine lange Liste. Aber mit jeder Zeile wurde es dem neuen Gotteskind leichter ums Herz. Wenn das alles erledigt war, war Gertrud endgültig frei, frei von allem, was sie heute Nachmittag plötzlich als schwere Last empfunden hatte. »Danke, Herr Jesus, für deine Liebe, für deine Vergebung, für das Geschenk des ewigen Lebens!«

Den Eltern war es am Abend ein besonderes Geschenk, von der Bekehrung und Wiedergeburt der Tochter zu hören. Für sie er-

füllte sich das letzte Stück ihrer persönlichen Familienverheißung, wie sie einst dem Kerkermeister von Philippi gesagt worden war: »Glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du und *dein Haus* selig!« Gertrud hatte zur vollständigen Erfüllung der Verheißung noch gefehlt.

Es wurde ein fröhliches Loben und Danken bei der abendlichen Familienandacht. Endlich war auch Gertrud mit dem Herzen dabei. Sie musste sich um ihre Ewigkeit keine Sorgen mehr machen. Sie hatte dem Heiland ihr Leben gegeben, war Kind Gottes geworden, war nach Hause gekommen, ihre »own eternity« war geordnet ...

## Kinder mit schwarzen Haaren

Gertruds Entscheidung für ein Leben unter der Herrschaft des Herrn Jesus Christus hatte bald noch andere Konsequenzen. Sie wollte nicht länger ein halber Christ sein, sondern ein ganzer. Und ein ganzer Christ musste auch nach außen aktiv und erkennbar sein. Außerdem brauchte er die Gemeinschaft mit anderen jungen Leuten, die dem Herrn Jesus Christus nachfolgten und für ihren Herrn unterwegs waren.

Als Hildegard ihre Schwester einlud, mit ihr in den EC zu gehen, den Jugendbund für entschiedenes Christentum, war sie mit Freude sofort dabei. Ihre bisherigen Vereinsbindungen, die Mitgliedschaft in Hitlers »Bund deutscher Mädchen« (BDM), löste sie sofort auf. Die wollte sie nicht mehr. Die konnten ihrer Seele nichts mehr geben.

Im EC fand sie, was sie jetzt brauchte, um ihren Glauben zu ernähren und geistlich zu wachsen. Hier lernte sie, die biblischen Texte richtig zu lesen und das Evangelium zu verstehen. Hier übte sie sich darin, alle Dinge des Lebens im einsamen und gemeinsamen Gebet in Gottes gute Hände zu legen. Gerne und mit Begeisterung sang sie die fröhlichen Glaubenslieder und lernte mit der Zeit auch, sie auf dem Klavier und der Gitarre zu begleiten. Klavierspielen hatte sie gelernt. Gitarrespielen brachte sie sich selbst bei. Das machte ihr wenig Mühe und viel Freude. Sie schaute sich die Technik und die Griffe einfach bei denen ab, die es konnten.

Ein Lied hatte es ihr besonders angetan. Gertrud bekam immer so etwas wie eine Gänsehaut, wenn sie es mit der Gruppe sang:

»Gott ruft nach einer Jugend in sturmbewegter Zeit,  
die sich zu Gottes Streitern mit Leib und Seele weicht;  
doch nicht im eignen Wollen des Wesens Kräfte regt:  
Gott ruft nach einer Jugend, von Gottes Geist bewegt.«

Vor allem bei der zweiten Strophe lief es ihr immer heiß und kalt den Rücken herunter, und sie meinte, ihren Herrn direkt zu sich reden zu hören:

»Gott ruft nach einer Jugend, die für den Heiland brennt,  
die nicht nur mit den Lippen ihn Herrn und Meister nennt,  
nein, die in stiller Treue ihn fest im Herzen trägt:  
Gott ruft nach einer Jugend, von Gottes Geist bewegt.«

Dann faltete das Mädchen unter dem Tisch immer die Hände und schickte ein Stoßgebet zum Himmel: »Herr, wohin soll ich gehen, wenn ich unterwegs sein soll? Ich will für dich brennen. Zeig mir nur, wohin ich das Feuer tragen soll.«

Auf dem Schrifitentisch fiel ihr ein Verteilblatt in die Augen: »Rettung«. Der Titel sprang ihr so richtig entgegen. Das war's! Gertrud wusste sofort, was sie tun würde. In der Stadt gab es eine Menge Kneipen und Gasthäuser, wo viele Menschen beim Alkohol ihr fragwürdiges Vergnügen suchten oder ihre Enttäuschungen ertränkten. Für die wollte sie etwas tun.

Vom nächsten Wochenende an war das Mädchen unterwegs, um das Verteilblatt des Blauen Kreuzes in die Gasthäuser und Wirtsstuben der Stadt zu tragen und so den Menschen dort das Evangelium von der Befreiung aus Bindung und Sucht durch Jesus Christus zu bringen. »Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei!« Das war die Botschaft, die diese Menschen brauchten.

Dann war es wieder ein Lied, das Gertrud zutiefst bewegte und beunruhigte. Im Jugendbund wurde es gerne gesungen; aber es wurde eben nur gesungen und hatte eigentlich kaum Konsequenzen:

»Sterbend ein armer Zigeunerknab wacht;  
ihm wird die Botschaft des Lebens gebracht.  
Hell horcht er auf: ›Ist es Wahrheit?‹, er fragt,  
›niemand hat je mir vom Heiland gesagt.«

Zigeuner gab es ja auch hier in Stolp. Bisher hatte sie nicht unbedingt freundliche Gedanken über dieses »Pack« gehegt. Die Ohrfeige der Zigeunerin brannte ihr plötzlich wieder auf der Wange. Zigeuner. Ziehende Gauner. Mit denen sollte sie sich befassen? Ausgerechnet mit Zigeunern?

Die Leute einer größeren Sippe in der Stadt waren vielleicht auch Gauner, wenn auch keine ziehenden. Sie lebten in einer elenden Barackensiedlung, nur ein paar Straßen vom Wehlschen Haus entfernt. Ungeliebt, wie wahrscheinlich überall. »Leute, nehmt die Wäsche rein, Zigeuner kommen!« Dieser Spruch war auch in Hinterpommern und hier in Stolp bekannt. Auch die überzeugten Christen gingen denen meist lieber aus dem Weg, als dass sie sich mit ihnen abgaben.

Der Vater hatte allerdings ein gutes Verhältnis zu den Leuten. Es kamen ja auch immer wieder welche und holten sich bei ihm Kohlen und Brikett, manchmal auch Baumaterial. Meist waren es Frauen und Kinder, die in ärmlicher Kleidung und oft ohne Schuhe an den Füßen die schweren Eimer und die anderen Dinge zu ihren Barackenwohnungen schleppten. Wo das Geld wohl herkam, mit dem sie die Sachen bezahlten?

Männer kamen eher seltener. Die kamen dafür regelmäßig in jedem Jahr am 1. August mit einer Musikantengruppe, um dem Großkaufmann Paul Wehl mit Geigen, Gitarren, Klarinetten, Knopfhharmonika und einer Harfe ein Ständchen zum Geburtstag zu bringen.

Nun ja, Gertruds Vater war ein angesehener Mann in der Stadt und eben auch bei den Menschen von diesem dunkelhaarigen Volk. Man mochte seine aufrechte, hilfsbereite und fröhliche Art.

Die Musikalität der Zigeuner hatte Gertrud jedes Mal sehr imponiert, und ihre Art der Musik hatte sie immer fasziniert.

Sollte sie jetzt etwa denen das Evangelium bringen? Die waren doch angeblich fromme Katholiken, wenn sie auch selten oder nie in die Kirche gingen. Aber kannten sie Jesus als ihren Retter? Lebten sie nicht eher aus der Marienverehrung als in der Liebe zu Jesus?

Waren sie nicht auch verflochten in dunkle Geschichten wie Wahrsagerei und Kartenlegen und solche Sachen? Suchten sie nicht immer wieder auf dem Friedhof Kontakt zu ihren Toten? Sagte man ihnen nicht auch Falschheit, Unehrllichkeit und Betrug

bei ihren Geschäften nach? Hatte nicht Vaters Geschäft schon Kohlen- und Brikettklau zu spüren bekommen? Sie waren doch längst nicht alle ehrlich. Wer mochte sich schon mit solchen Leuten abgeben? Wer mochte sich um sie kümmern? Und wen kümmerte gar ihr Seelenheil? Dabei galt es dann wohl erst recht für diese Menschen wie für den Knaben im Lied: »Niemand hat je mir vom Heiland gesagt«? Wer hätte es denn auch tun sollen?

»Sagt's noch einmal! Sagt's noch einmal!  
Kündet die Botschaft zu Berg und zu Tal.  
Sagt's immer wieder, dass keiner mehr klagt:  
›Niemand hat je mir vom Heiland gesagt.«

Der Kehrreim des Liedes ging der jungen Gertrud nicht mehr aus dem Sinn. Hier musste sie irgendetwas tun. Sie hatte an denen ja auch etwas gutzumachen. Ihr war, als hätte der Herr Jesus sie mit ihrer Bekehrung persönlich dazu beauftragt. Ja, sie würde ihre Einstellung ändern und sich irgendwie um die Leute kümmern. Am besten zunächst um die Kinder, denen sie immer wieder auf der Straße begegnete.

Das Mädchen besorgte sich kleine Bildchen, die auf der Vorderseite Jesus in den verschiedensten Situationen seines Lebens zeigten, und auf der Rückseite die jeweilige Geschichte mit wenigen einfachen Worten erzählten. Ein paar dieser farbigen Bildchen, die in der Gemeinde als »Fleißkärtchen« für den regelmäßigen Besuch der Sonntagsschule verteilt wurden, trug Gertrud bei sich, wenn sie in der Stadt unterwegs war. Sie wollte wenigstens den Kindern auf diese Weise die frohe Botschaft bringen.

Die Kinder anzusprechen, damit hatte sie keine Probleme. Die wussten nichts von der »Zigeunerpack«-Geschichte mit der Ohrfeige, oder sie nahmen ihr mit ihren kindlichen Gemütern die Sache nicht übel. Bald kannte sie viele mit Namen. Rasko, Pitzo, Ninna, Gali, Blümchen, Pöppele, Fausto ... Merkwürdige Namen, manchmal wirkten sie richtig fremd und komisch. Es waren Namen von Kindern, die nun für sie nicht mehr »Pack« waren, sondern von Gott geliebte Menschen wie alle anderen auch.

Oft war Gertrud von einer Schar der kleinen dunkelhäutigen, manchmal nicht ganz sauberen und zuweilen barfüßigen Gestalten mit den schwarzen, wuscheligen Haaren umringt, wenn sie durch die Straßen ging. Es fiel schon manchem auf, dass sich ein junger



Mensch mit diesen Kindern abgab. Und dass dieser junge Mensch den Kindern immer wieder etwas zusteckte, mal ein paar Schuhe, mal ein warmes Kleidungsstück gegen die Winterkälte, mal eine Süßigkeit, das fiel schon auf.

Aber Gertrud ließ sich nicht beirren. Die Kinder des Zigeunervolkes lagen ihr seit kurzem am Herzen, und sie sollten und mussten etwas vom Heiland erfahren. Wenn auch zunächst nur über die »Fleißkärtchen« mit der kurzen biblischen Geschichte, den kleinen Geschenken und den paar Worten, die sie mit den Kindern sprechen konnte. Aber konnte nicht auch diese geringe Saat eines Tages aufgehen, wenn sie auf guten Boden fiel? Und konnte diese geringe Saat über Bildchen und Texte durch die Kinder nicht auch in die Elendsbaracken ihrer Familien getragen werden und dort eines Tages Frucht bringen? Gertrud war davon überzeugt, dass die Gottesverheißung aus dem Prophetenbuch auch hier ihre Gültigkeit hatte und das Wort nicht leer zurückkommen würde.

Dass diese erste Zuwendung zu den Zigeunern und die wachsende Zuneigung zu den Menschen dieses ungeliebten Volkes einmal ihr Lebensinhalt werden sollte, das konnte die sechzehnjährige Handelsschülerin damals noch nicht ahnen. Aber das Lied vom sterbenden Zigeunerknaben und ihr Umgang mit den Zigeunerkindern ihrer Heimatstadt hatten bereits unauslöschliche Spuren in das Leben von Gertrud Wehl gezeichnet.

## Überstürzte Flucht

Zunächst aber sollte es noch einige andere aufregende Jahre in Gertruds Leben geben.

Das Mädchen beendete seine Schulbildung auf der Handelsschule mit der Mittleren Reife.

Danach übernahm der Vater sie in die eigene Firma als Lehrling für den Beruf eines Groß- und Einzelhandelskaufmanns. Ihr zweiter Lehrmeister war ihre Mutter in ihrer Eigenschaft als Prokuristin.

Zugegeben, Lehrling im eigenen Haus und Betrieb zu sein, war nicht immer einfach. Die Mutter war eine strenge Lehr-

meisterin. Da gab es keine Chance des vorübergehenden inneren Rückzugs. Betriebs- und Hausgemeinschaft waren fast identisch, und Arbeitszeit und Feierabend wurden auch nicht immer getrennt.

Dennoch war Gertrud gerne bei der Arbeit und machte ihre Sache gut. Nach Abschluss ihrer Ausbildung ging sie dann aber gerne für einige Zeit nach Berlin, um die Enge der Kleinstadt einzutauschen gegen die Weite der Großstadt mit ihrem vielfältigen Getriebe, ihren Gerüchen und Geräuschen. Sie wollte anderes und Neues in unterschiedlichen Arbeiten kennen lernen, zum Beispiel als Haushaltshilfe und Kinderpflegerin in verschiedenen Häusern, und auch als zeitweilige Schülerin einer Privatschule. Sie lernte, veränderte Bedingungen ohne die vertraute Familie zu meistern und im Leben zu stehen. Und sie übte sich darin, sich auf neue Menschen einzulassen, in verschiedenen christlichen Kreisen und Gemeinden, in die sie kam, und bei geistlichen Seminaren, die in Berlin in den ersten Kriegsjahren ab 1939 noch reichlich angeboten wurden.

In Berlin hätte sie es wohl auch noch ein wenig länger ausgehalten, wenn nicht der Krieg auch bald über die Hauptstadt des Reiches gekommen wäre. Aus dem Inferno der Bombennächte riefen die Eltern die inzwischen Dreiundzwanzigjährige nach Stolp zurück. Hier im ländlichen Hinterpommern waren die Zeiten noch relativ ruhig, und es lebte sich noch sicherer. Außerdem wurde sie im elterlichen Geschäft gebraucht, seit der Hitlerstaat den ein oder anderen männlichen Angestellten für den schlimmen Krieg beanspruchte.

Aber es sollte nicht mehr lange dauern, bis der Krieg auch diese Region Deutschlands sehr direkt erfasste. Die Gefahr von Osten kam rasch näher.

Der Kalender zeigte Mittwoch, den 7. März 1945. Sehr früh am Morgen klopfte es heftig bei Wehls an die Haustür. Die Mutter öffnete – sie hatte nur rasch einen Hausmantel übergeworfen – und stand einem Offizier der Wehrmacht gegenüber. Der ließ es gar nicht zu einem Morgengruß kommen, sondern sprach die Mutter sehr erregt an: »Frau Wehl, Ihr Mann schickt mich her. Es ist soweit. Sie müssen packen. Sie müssen schnellstens hier raus. Die Russen sind nicht mehr weit. In zwei, drei Tagen können die

hier sein. Ich bin in einer Stunde zurück. Ich bringe Sie nach Stolpmünde. Von dort geht es mit dem Schiff weiter.«

»Ja, aber ... Was soll ich denn ... Was wird mit meinem Mann?«, versuchte die Mutter mehr zu erfahren. Dabei wusste sie, dass Paul wegen seiner Zugehörigkeit zum Volkssturm nicht mitkommen konnte.

Als Antwort hörte sie nur: »Ihr Mann muss leider hier bleiben. Bitte nur das Nötigste. Der Platz im Auto ist begrenzt!« Dann saß der Offizier auch schon wieder hinter dem Steuer seines Wagens, dessen Motor er gar nicht ausgeschaltet hatte, und fuhr davon.

Für einen Moment stand die Frau wie gelähmt. Dass die Zeit plötzlich so knapp wurde, damit hatte im Haus niemand gerechnet. Und jetzt der Mann nicht da, eingezogen zum Volkssturm, um zu halten, was wohl doch nicht mehr zu halten war. Dafür ein paar Verwandte im Haus, Tante Ida, Brigitte und Gotthold, die unter größten Gefahren und Schwierigkeiten über das Haff aus Ostpreußen geflüchtet waren. Die mussten dann ja auch mit. Wie gut, dass die letzten Angestellten schon seit ein paar Tagen entlassen waren, damit sie sich rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten.

Aber was sollte sie jetzt zuerst tun? »O Gott, wie soll das gehen? Herr, steh uns bei!«, kam es ihr über die Lippen. Dabei schloss sie die Haustür und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen. Jetzt musste ein klarer Kopf her, um Wichtiges und Notwendiges von Überflüssigem und Sinnlosem zu unterscheiden. Schließlich hatte jede Person nur einen Rücken und zwei Hände zum Tragen von Gepäckstücken. Und alle zusammen hatten sie nur eine Stunde Zeit zur Vorbereitung.

Gertrud hatte inzwischen den Kopf durch die Tür gesteckt. »Was ist los, Mutter?«

»Es ist soweit, Kind, wir müssen weg. Uns bleibt eine knappe Stunde zum Packen. Weck bitte die anderen, damit sie ihre Sachen packen. Und du pack deine. Rucksack und ein Koffer. Mehr geht nicht.«

»Ich habe aber doch zwei Hände«, wandte Gertrud ein.

»Die zweite Hand brauchst du für den Koffer mit den wichtigsten Dokumenten, den Vater schon gepackt hat.«

»Und was ist mit Vater? Was ist mit den Geschwistern? Und was mit Haus und Geschäft?«

»Das steht alles bei Gott. Vater wird nachkommen und uns finden. Johannes ist irgendwo an der Front, Hilde und Christa schon irgendwo bei Neubrandenburg ...« Für einen Moment versagte der Mutter die Stimme. Sie musste schlucken. Wer konnte sagen, wie Gottes Wege mit den Lieben waren? Aber es würden Gottes Wege mit ihnen sein! Die Gewissheit blieb.

Die Wehls waren es gewohnt, die Tagesgeschäfte mit kühlem Kopf zu erledigen. Aufgeregte Hektik war ihnen fremd. Das kam ihnen in dieser besonderen Situation zugute. Mutter und Tochter und die Verwandten im Haus packten und stellten ihre Gepäckstücke bald in den Flur. Es blieb danach sogar noch ein wenig Zeit für ein kurzes Frühstück und Proviantordnen im Stehen und für ein Gebet, das die augenblickliche Situation, die eigene ungewisse Zukunft und die ihrer Lieben in die Hände Gottes legte. »Du hast's in Händen, kannst alles wenden, wie nur heißen mag die Not.«

Leicht fiel es nicht, und es ging auch nicht ohne Tränen ab, das Haus wenig später zu verlassen und sich auf einen Weg zu machen, von dem niemand wusste, wo er denn hinführte und wo er enden würde. Haus, Grundstück und Geschäft – was würde aus ihnen werden? Wie würden die Russen mit allem umgehen? Wer würde davon Besitz ergreifen? Würden sie selbst jemals wieder zurückkommen können? Irdisches Gut ist immer Leihgabe auf Zeit. »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Der Name des Herrn sei gelobt.« Das Bekenntnis des Hiob fiel der Mutter wahrhaftig nicht leicht, und doch brachte sie es über die Lippen, als das mit Personen und Gepäck voll gestopfte Auto auf dem Weg nach Stolpmünde die Bütower Straße verließ und gerade noch einen letzten Blick zurück erlaubte, wobei der Mutter die Tränen über die Wangen liefen. Gertrud ging es nicht anders.

Am Stadtausgang fuhren die Flüchtlinge an den Baracken der Zigeuner vorbei. Gertruds Abschiedsgedanken wurden für ein paar Momente überlagert von Erinnerungen an ihre kleinen Freunde mit den schwarzen Locken. Was wohl aus denen geworden war, die dort einmal gewohnt hatten, aus Rasko, Pitzo, Ninna, Gali, Blümchen, Pöppele, Fausto und all den anderen Kleinen und Großen aus der Sippe Adler, denen sie vor Jahren die Fleißkärtchen geschenkt hatte und die inzwischen zu jungen Leuten herangewachsen waren? Sie hatte sie nach ihrer Rückkehr aus

Berlin nicht mehr angetroffen. Der Hitlerstaat hatte sie mit ihren Familien schon lange eingesammelt und abtransportiert. Aber wohin und mit welcher Absicht? Darüber war nichts Genaues bekannt. Man munkelte nur einiges. Ob eins von ihnen den Heiland mitgenommen hatte auf den eigenen unbekanntem Weg oder wenigstens eines der Bildchen mit der biblischen Geschichte? »Dein Wort kommt niemals leer zurück! Gott im Himmel, nimm dich ihrer an und sei mit ihnen, wo sie jetzt auch sein mögen.« Gertrud schloss für einen Moment die Augen zu diesem Kurzgebet. »Und nimm dich auch unser an und hilf uns durch, wo immer der Weg hingeht.«

Die Strecke zum Küstenort Stolpmünde war zwar nur knapp 20 Kilometer lang, dennoch brauchten die Reisenden, besser die Flüchtenden, fast eine Stunde, bis sie endlich ankamen. Sie waren ja nicht die Einzigen, die unterwegs waren, um den heranrückenden Russen zu entkommen. Mit Autos, mit Fuhrwerken, zu Fuß waren die Leute auf der Straße, bepackt mit dem Nötigsten, um möglichst bald die Ostseeküste zu erreichen, wo hoffentlich Schiffe zur weiteren Flucht bereitstanden. Es schien, als wäre der Großteil der Bevölkerung aus Stolp und den umliegenden Dörfern auf dem kurzen Treck. Dass die Russen nicht mehr sehr weit weg sein konnten, verkündete der Geschützdonner, der immer wieder trotz der Geräusche der Straße aus der Ferne zu hören war.

Im kleinen Hafen des Küstenstädtchens herrschte großes Gedränge. Die Menschenmenge war kaum zu überblicken. Der Wehrmachtsoffizier hielt seinen Wagen nur kurz an und zeigte auf ein kleines Küstenschiff vorne an der Kaimauer, dessen Schornstein kräftig Rauch ausstieß: »Dort drüben die ›Ostseeperle‹ nimmt euch mit. Die wartet auf euch.« Dann ließ er seine Fahrgäste aussteigen, wünschte ihnen Glück, wendete und fuhr zurück. Mutter und Tochter konnten ihm gerade noch ein paar Grüße an den Mann und Vater mitgeben. An anderes zu denken war jetzt keine Zeit mehr.

Die kleine Menschengruppe wühlte sich durch die Menge, die zu anderen Schiffen drängte, um rasch auf das ihnen angezeigte Schiff zu kommen. Wie viele Leute da wohl schon an Bord waren?

Der Kapitän, ein guter Bekannter der Familie, begrüßte seine Fahrgäste persönlich. »Gut, dass Sie hier sind, Frau Wehl, unser

kleines Schiff ist voll bis an die Reling. Ich wusste, dass Sie kommen. Ich habe nur noch auf Sie gewartet.« Dann gab er den Befehl, die Leinen zu lösen und abzulegen. Mit einem lauten Sirenton legte die »Ostseeperle« ab und dampfte auf das offene Meer zu.

Zurück blieb eine kleine Zahl weiterer Schiffe, die sicher wenig später mit den Flüchtenden ablegten und nachkamen. Ob die Leute wohl alle einen Platz finden würden? Zurück blieb auch – vielleicht für immer – das Land rechts und links der Stolpe, des Flüsschens, das die Heimat Hinterpommern wie ein einendes Band zusammenhielt. Würde es je eine Rückkehr geben?

Wie gut, dass die See einigermaßen ruhig war und nicht einer der Frühjahrsstürme tobte! Es wehte nur eine leichte östliche Brise, nicht einmal sehr kalt. So kam die »Ostseeperle« gut voran, und niemand an Bord wurde seekrank und fütterte die Fische. Das wäre bei der Enge an Deck für manche auch schwierig geworden.

Mutter und Tochter Wehl und ihre Verwandten fanden einen geschützten Platz hinter einem Aufbau. Nahezu schweigend verbrachten sie dort die vielstündige Fahrt. Worüber hätten sie auch reden sollen? Jeder an Bord hing mehr oder weniger denselben Gedanken nach. Die Heimat hinter sich und verloren, Haus und Hof, liebe Menschen, vertrautes Vieh, ihre vielen Pferde so plötzlich verlassen, Unbekanntes vor sich und dabei keine Garantie für das glückliche Gelingen der Reise. Manche Menschen weinten still vor sich hin, andere schienen zu beten, wenige äußerten sich laut und beklagten die Situation. Innerlich haderte wohl mancher mit dem Hitlerstaat und seinem »Führer«. Der war es schließlich, der durch seinen Größenwahn das deutsche Volk in diese verzweifelte Lage gebracht und das alles zu verantworten hatte. Und dann die großen Sprüche, die er immer noch über die Volksempfänger verbreiten ließ oder selbst verbreitete. Dem gehörte doch ein schlimmerer Platz als ein solcher auf einem Flüchtlingsschiff ...

Die »Ostseeperle« erreichte die Pommersche Bucht vor Mitternacht, konnte aber wegen der Dunkelheit nicht in den Hafen von Swinemünde einlaufen und dort festmachen. Das wäre zu gefährlich gewesen. Das Schiff blieb also liegen, und die Passagiere mussten die Nacht in der Märzkälte an Bord verbringen. Im frühesten Morgengrauen nahm das Schiff dann wieder Fahrt auf und erreichte

bald den kleinen Hafen. Die Flüchtlinge konnten das Schiff verlassen.

Aber wie sollte es weitergehen? Es hieß, die Leute sollten sich irgendwie nach Anklam durchschlagen. Von da könne es mit der Bahn nach Neubrandenburg in Mecklenburg weitergehen. Dort gebe es ein Notaufnahmelager für Flüchtlinge. Und dort bestünde auch die Möglichkeit, weiter nach Westen zu kommen.

Unter den Menschen, die sich bald nach der Ankunft des Schiffes auf den Weg machten, waren auch Mutter und Tochter Wehl. Mit den Verwandten vereinbarten sie, nicht um jeden Preis beieinander zu bleiben. In zwei kleineren Gruppen würde man besser vorankommen. Irgendwann würde man sich schon wieder begegnen.

In der Ortsmitte von Swinemünde stellte Gertrud plötzlich einen ihrer Koffer ab. »Da, schau, Mutter, den schickt uns der Himmel.«

»Wen schickt uns der Himmel?«, fragte die erstaunt zurück.

»Na, diesen Lastwagen dort drüben, wo die vielen Leute draufstehen. Die Aufschrift ist mir bekannt. Der war doch schon mit Baustoff- und Brikettlieferungen bei uns auf dem Hof.«

»Hast Recht, Kind. Das ist ein LKW vom Möller aus Rostock. Ob der noch Platz auf seiner Pritsche hat?«

»Das werden wir gleich wissen«, versprach Gertrud und sprang schon über die Straße. Die Mutter sah ihre Tochter mit dem Fahrer, einem älteren Mann, reden. Dann kam sie eilig zurück, wobei sie heftig mit beiden Armen winkte.

»Er nimmt uns mit nach Anklam. Auf, Mutter, das ist eine Gelegenheit, die uns Gott schenkt!«

Momente später standen die beiden Frauen mit ihren Verwandten und vielen anderen Flüchtlingen, die meisten Frauen und Kinder, auf der Ladefläche des MAN. Wen störte es, dass der Kohlestaub die ohnehin nicht mehr sauberen Schuhe zusätzlich verschmutzte! Und wen störte es, dass man seinem Nachbarn eng auf die Pelle rückte! So konnte wenigstens niemand umfallen. Und los ging die Fahrt.

Die Landstraße hinüber zum etwa 50 Kilometer entfernten Anklam war ähnlich überfüllt wie die von Stolp zur Küste. Nur dass hier alle Menschen landeinwärts strebten. Nur heraus aus der unmittelbaren Gefahrenzone; nur weg von Orten, die die Russen bald erreichen konnten.

Vielleicht zwei Stunden später hielt der Lastwagen vor dem Bahnhof des vorpommerschen Städtchens. Anscheinend abfahrbereit stand ein Zug am Bahnsteig, so dass die LKW-Reisenden rasch von der Pritsche sprangen und sich beeilten, den Zug noch zu erreichen. Mutter und Tochter Wehl taten das auch, aber nicht ohne sich noch bei dem Fahrer zu bedanken. Der winkte ab und setzte sein Gefährt schon wieder in Bewegung, offenbar zur Rückfahrt. Was tat dieser Mann in der gefährlichen Situation für andere Menschen!

Der Zug nach Neubrandenburg war so überfüllt, dass eigentlich niemand mehr irgendwo dazwischenpasste. Und doch drückte sich die Schicksalsgemeinschaft der Flüchtenden noch enger zusammen, so dass Mutter und Tochter mit ihren Verwandten und allem Gepäck doch noch Plätze im Zug fanden. Zwar nicht im selben Abteil, aber wenigstens im selben Zug. Am Ziel würden sie sich wohl wiederfinden. Zum Glück mussten sie nicht außen auf den Trittbrettern stehen wie viele andere. Das wäre ihnen doch zu gefährlich gewesen.

Am Abend fanden sich alle auf einem Bahnsteig in Neubrandenburg in Mecklenburg wieder. Tante Ida und ihre Tochter Brigitte versuchten bei Verwandten in der Stadt Aufnahme zu finden, was ihnen auch gelang. Die anderen drei begaben sich zum Sammel-lager für Flüchtlinge. Es befand sich in einem Schulkomplex nicht weit vom Bahnhof entfernt. Viel Platz gab es in den Räumen nicht mehr. Hier mussten schon mehrere Hundert Flüchtlinge sein.

»Wie soll es jetzt weitergehen, Mutter?«, fragte Gertrud, als die beiden einen Platz für die Nacht angewiesen bekommen hatten.

»Ich weiß nicht, Kind. Jetzt sind wir erst einmal hier. Gott sei Dank! Er hat uns gut durchgeholfen. Andere hatten es wohl nicht so leicht wie wir.«

»Gut, dass wir durch die Firma so viele Bekannte haben.«

»So wird es sein. Aber ich denke, ich versuche morgen mit Gotthold zu Pastor Mrotzek nach Plath zu kommen. Ich hoffe, Hildegard und Christa-Maria sind bei ihm. Du bist ein erwachsener Mensch. Wenn du weiter nach Westen reisen willst, magst du mit Gott gehen. Ich möchte warten, ob Vater nicht doch nachkommt.«

»Und du hast nichts dagegen, wenn ich mich morgen nach möglichen Zielen erkundige?«



»Nein, Gertrud, bestimmt nicht. Du musst an deine Zukunft denken. Und die kann ohnehin nicht immer bei deinen Eltern sein. Wenn es für dich die Möglichkeit gibt weiterzukommen, solltest du sie nutzen. Wir werden uns später wiederfinden.«

»Bist du dir sicher, Mutter?«

»Ich bin mir sicher, Kind. Gott wird es führen. Und jetzt erst einmal gute Nacht.«

»Danke, dass du mich verstehst, Mutter. Ich denke auch, Gott ist überall derselbe, und er macht es richtig. Und jetzt schlaf du auch gut, Mutter. Und versuch, an eine gute Zukunft zu denken.«

»Dafür zu beten, Kind«, korrigierte die Mutter noch, zog sich die dünne Wolldecke über die Schultern und drehte sich auf ihrer Matratze auf die Seite.

Am nächsten Vormittag erkundigte Gertrud sich nach Möglichkeiten, von hier fortzukommen. Sie erfuhr, dass es Gelegenheit gebe, sich einem Transport anzuschließen, der nach Oldenburg in Niedersachsen gehen sollte. Dort sei ein großes Notaufnahmelager. Sie müsse sich in zwei Tagen dafür bereithalten.

Gertrud ließ sich in die Liste eintragen. Ihre Mutter konnte tatsächlich am nächsten Tag ins Pfarrhaus im Nachbardorf umsiedeln. So blieb sie in der Nähe der Stadt und konnte auf ihren Mann warten. Sie war überzeugt, dass er nachkommen würde. Es würde sich sicher nur um wenige Tage handeln. Bei Pastor Mrotzek fand sie auch ihre beiden anderen Töchter, von denen Hildegard kurz vor der Geburt ihres zweiten Kindes stand. Gott sei Dank war alles in Ordnung bei ihr. Auch Gotthold konnte vorerst in Plath bleiben.

So trennten sich also die Wege von Mutter und Tochter für unbestimmte Zeit. Die Mutter blieb in der Nähe von Neubrandenburg und konnte dort tatsächlich wenige Tage später ihren Mann gesund in die Arme schließen. Paul Wehl und seine Volkssturmgruppe waren zur Verteidigung der Stadt gar nicht mehr zum Einsatz gekommen. Die Sinnlosigkeit eines solchen Vorhabens war bald erkannt und die Truppe aufgelöst worden. So waren die Eheleute also wieder zusammen, sogar mit einem Teil der Familie. Sie würden später zunächst im mecklenburgischen Hagenow und schließlich im münsterländischen Coesfeld eine neue Heimat finden.